

Tanzcafé im Altenheim

Die Compagnie Peeping Tom gastiert mit dem Stück „Vater“ im Ludwigshafener Theater im Pfalzbau

VON HEIKE MARX

Die Compagnie Peeping Tom aus Brüssel hat im Ludwigshafener Theater im Pfalzbau mit „Vater“ begeistert, dem ersten Teil einer geplanten Trilogie „Vater, Mutter, Kinder“, die in die Abgründe familiärer Beziehungen eindringt. Der Vater ist in einem Altenheim untergebracht. Ein hilfloser Greis, der seine körperlichen Gebrechen durchleidet, ein vitaler Fantast, der in Erinnerungen schwelgt – was ist triste Realität, was schaurig-schöner Wahn?

Schaurig-schön geht es immer zu im musikalisch und tänzerisch vibrierenden Bilderkosmos von Peeping Tom. Er besteht aus ein totales Theater aus bildkünstlerischen, musikalischen, literarischen Versatzstücken, die auf eine höchst eigene Weise zusammengefügt sind. In den tänzerischen Leitlinien bestechen die Besonderheit des Vokabulars und dessen Funktion. Sie reichen von einfachen chorischen Bewegungen, für die Statisten eingesetzt werden, und schauspielerischen Gängen bis zu extremen akrobatischen Figuren. Zu den Ludwigshafener Festspielen im vergangenen Herbst wurde „A louer“ gezeigt. An dessen Optik von Bühnenausstattung und Lichtdesign schließt „Vater“ (flämisch „Vader“) an.

Das Altenheim ist ein realer Ort. Die Insassen werden vom Personal beschäftigt, abgefüttert, gepflegt, über Lautsprecher in ihre Zimmer gewiesen. Und es ist eine surreale Welt geheimnisvoller Todesnähe, in die man hinabsteigt. Mit riesenhohen Vorhängen rundum sieht sie plüschig und vergangenheitschwer aus. Bis zu den Oberlichtern in schwindelnder Höhe ist sie nach außen vollkommen abgedichtet. In den Saal, der so etwas wie der Aufenthaltsraum ist, gelangt man links durch eine kleine Tür. Eine zwei-



Surrealer Ort: In „Vater“ vermischt sich Gegenwart mit übermächtiger Vergangenheit und beängstigender Zukunft.

FOTO: TIP

te Tür hinten rechts führt auf eine kleine Bühne. Nur die Insider gehen durch diese Türen. Töchter oder Söhne, die den alten Vater besuchen, stehen meist plötzlich da und tauchen danach im Pflegepersonal unter.

Wie die Tochter, mit deren Anwesenheit im leeren und düsteren Saal das Stück beginnt. Ein Angestellter kommt herein, nimmt ihr Tasche und Mantel ab. Die Tasche springt auf und verstreut einen Regen von Papieren. Die Tochter will warten. Wenn die Insassen mit Kehrbesen hereinschlurpen, ist sie nicht mehr da. Auf der Saalbühne spielt nun Musik. Sie bricht ab, als ein Greis schreiend und um sich schlagend vom Sohn hereingeschleift

wird. Der Sohn bemüht sich fürsorglich, der Vater greint wie ein Kind. Es ist Leo De Beul, den man schon in „A louer“ kennenlernen konnte.

Es ist keine lineare logische Geschichte, die Peeping Tom und dessen Leiter Franck Chartier und Gabriela Carrizo erdacht haben, sondern ein Puzzle von angedeuteten Geschichten, in denen Perspektiven und Zuordnungen in ständigem Fluss sind. Gegenwart vermischt sich mit übermächtiger Vergangenheit und beängstigender Zukunft, die ja nichts anderes als das Erlöschen bringt. Befreiendes Lachen durch absurde Komik löst die Melancholie tragischer Unabänderlichkeit ab. An diesem sur-

realen Ort, dessen plüschige Theaterhaftigkeit von der realen Vorstellung eines nüchternen Pflegeheims überlagert ist, verschwimmen auch die Grenzen zwischen den Personen. Insassen werden zu Pflegern, Väter zu Söhnen und Söhne zu Vätern, Pflegerinnen zu Töchtern, denn auf alle wartet eines Tages die Endstation, und alle agieren auf einer erhöhten Bühne als professionelle Unterhalter oder manische Selbstdarsteller.

Während in den Verwahrungs- und Pflegeszenen trotz mancher schwarzer Komik die triste Wirklichkeit in den Vordergrund drängt, feiert im Grenzbereich von Wahrnehmung und Wahn das Leben tolle Feste zu ei-

nem Musikmix, in dem frühere Tage nostalgisch anklängen. Das junge Personal tanzt in akrobatischen Schwüngen auf Knien. Eine wird unter wilden Purzelbäumen hinausgekehrt wie aufwirbelnder Müll. Und wenn der Vater leidenschaftlich in die Tasten greift, schwingen auch die Statisten gesetzteren Alters das Tanzbein. Die Fröhlichkeit wird jedesmal abgebrochen. Eben stand noch der Vater als Star auf der Bühne, nun steht da der Sohn und schreit ihn an, deutet mit dem Finger auf Vergangenes, das verborgen bleibe soll. Vielleicht wird es im folgenden Mutter-Stück aufgedeckt, aber vielleicht ist dieses dann eine ganz andere Geschichte.

So würde Schubert heute klingen

Das Nomos-Quartett spielt im Mannheimer Nationaltheater Adriana Hölszkys „Hängebrücken“

VON GABOR HALASZ

Zur Einstimmung auf die Uraufführung von „Böse Geister“, Adriana Hölszkys neuem Musiktheater, am 31. Mai erklart im Mannheimer Nationaltheater ein Hauptwerk der in Bukarest geborenen Komponistin, die zu den überragenden Schöpfern der Gegenwartsmusik zählt: „Hängebrücken – Streichquartett an Schubert“.

Das von der Gesellschaft für Neue Musik und dem Nationaltheater veranstaltete Gesprächskonzert im Opernhaus war ein höchst anregendes Programm für Fortgeschrittene. Vorgestellt wurde Avantgarde-Musik in Reinkultur, mit vielschichtigen Strukturen und konzessionslos ge-

scharften Klängen. Zudem beeindruckten in Adriana Hölszkys Gesprächen mit Dramaturgin Dorothea Krimm die Vielfalt der (auch literarischen) Assoziationen und die gedankliche Dichte der Ausführungen.

„Hängebrücken“, Quartett I und II, hatte Hölszky, die heute in Stuttgart lebt und in Salzburg lehrt, 1989 und 1990 für die Wittener Tage für zeitgenössische Kammermusik komponiert. Die beiden Quartettsätze sind streng aufeinander bezogen und können auch gleichzeitig als Oktett für zwei Quartette aufgeführt werden. Sie wurden als Huldigung an Schubert gedacht, ihren Lieblingskomponisten, wobei dessen vorletztes Quartett (d-Moll, D 810, „Der Tod und das Mädchen“) im Mittelpunkt der schöpferischen Auseinandersetzung

steht. In Mannheim spielte das in Hannover ansässige Nomos-Quartett im ersten Teil beide Stücke, im zweiten Schuberts Werk und nochmals Quartett I.

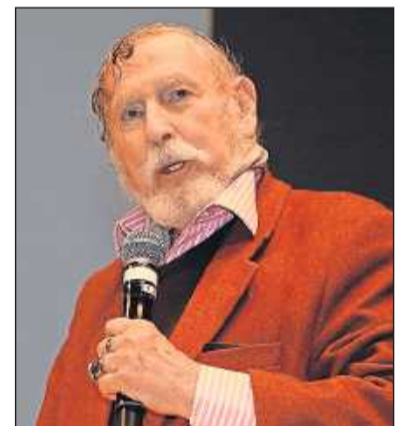
Wohlgemerkt: Es geht nicht vorrangig um direkte Anklänge an Schubert'sche Themen. „Hängebrücken“ ist alles andere als ein Variationenwerk, und die wenigen rhythmischen und klanglichen Anspielungen erscheinen derart verfremdet, dass sie praktisch kaum zu erkennen sind. Anliegen der Komponistin ist es vielmehr, Stimmung, Atmosphäre und den poetischen Gehalt von Schuberts Musik im Tonidiom der Gegenwart umzusetzen. Hölszky sprach von der „Unmöglichkeit einer Annäherung an Unerreichbares“ und „schwindelerregenden Gängen auf schwankenden

Hängebrücken über einer unheimlichen Tiefe“. Ihre Idee oder, wenn man will, Utopie war, eine „Anwesenheit Schuberts durch Abwesenheit“ zu beschwören. Dies geschah in fragmentarischen Abläufen, wobei der musikalische Diskurs ständig unterbrochen wurde durch Generalpausen und sich in kaleidoskopischem Wechsel jagenden Stimmungsbildern.

Im Vordergrund stand dabei der Klang. Hölszky hörte tief in den Streicherton hinein, bis in seine letzten Schwingungen und entlockte ihm radikal unkonventionelle Facetten. Vor allem stellte sie unter Einsatz einer Vielzahl teilweise abenteuerlicher Avantgarde-Spielpraktiken das Geräusch absolut gleichberechtigt neben den traditionell ausgeglichenen Ton. Zu vernehmen waren also jau-

lende Glissando-Wirkungen, hart angerissene Zupftöne, Obertöne, Flüsterklänge in extrem hohen Regionen, schmerzhaft schrille Passagen, tonlos schepperndes Pianissimo und Klopf-töne auf dem Instrumentenkörper. Immer wieder wurden dabei die Streichinstrumente perkussiv behandelt. Kurz: Hölszkys Fantasie bei der Erfindung überraschender Farbkonstellationen wirkte schlicht unwahrscheinlich.

All das realisierte das Nomos-Quartett mit Martin Dehning und Meike Bertram (beide Violine), Friederike Koch (Viola) und Sabine Pfeiffer (Cello) mit unbestechlicher spielerischer Kompetenz. Außerdem gab das Ensemble Schuberts „Der Tod und das Mädchen“ hoch sensibel und subtil wieder.



Georg Stefan Troller. FOTO: KUNZ

Spiel zwischen Slapstick und Karikatur

Märchen „Gold“ feiert in der Jungen Oper des Kinder- und Jugendtheaters Schnawwl Premiere

VON JELENA ROTHERMEL

„Gold“ nach dem Märchen „Vom Fischer und seiner Frau“ hatte in der Jungen Oper des Mannheimer Kinder- und Jugendtheaters Schnawwl Premiere. Das Gesangsstück für zwei Personen ist ein Fest für Augen und Ohren, wahrlich ein echtes Goldstückchen.

Die Kinder tuscheln, die Eltern suchen noch nach guten Plätzen, da zischt es plötzlich von der Seite: Ein Mann betritt die Bühne, schaut die Kinder lange an und beginnt dann – ganz langsam – auf dem Marimbaphon zu spielen. Schon kichern die ersten Kinder. Sie werden noch häufiger lachen an diesem Nachmittag, obwohl das neue Stück der Jungen Oper Mannheim zunächst gar nicht so lustig erscheint.

„Gold“ erzählt das Märchen „Der Fischer und seine Frau“ neu: Jakob lebt mit seinen Eltern an der Küste in ärmlichsten Verhältnissen. Schlafen müssen alle drei in einem Erdloch. Eines Tages aber fängt Jakob einen Zauberfisch, der ihm jeden Wunsch erfüllt. Jakob selbst wünscht sich nur Schuhe, doch seine Eltern wollen immer mehr: ein Haus, ein Schloss, Bedienstete, Urlaub von den Bediensteten und von sich selbst. Je mehr sie besitzen, desto unzufriedener werden sie. „Was macht glücklich?“ fragt das Stück und zeigt: Konsum ist es nicht.

Die Aufführung des so moralischen Werks hätte leicht schief gehen und in Pädagogik mit dem Zeigefinger ausarten können. Doch das tat es

nicht und daran hatte jeder der Beteiligten seinen Anteil. Flora Verbrugge hat das Grimmsche Märchen behutsam in die Gegenwart versetzt; Leonard Evers die wundervolle Musik dazu komponiert. Thorsten Gellings entlockte seinem Schlagzeug die schönsten Töne. Die Musik war nie

nur Hintergrundrauschen, sondern wurde ins Geschehen miteinbezogen.

Je magerer der Fisch, desto hölzerner klang sein Tanzlied. Rauschen, Zischen und Geheule kündigten die drohende Katastrophe an. Die Mezzosopranistin Barbara Emilia Schedel spielte und sang Jakob und seine Mut-

ter zugleich. Ihre kleinen Arien klangen noch lange im Ohr nach. Fisch und Vater mimte der Schlagzeuger Thorsten Gellings. Nur durch schnelle Kostümwechsel unterstützt, wechselten beide gekonnt von einer Figur zur anderen. Ihr Spiel bewegte sich zwischen Slapstick – was vor allem die Kinder freute – und Karikaturen einer Ehe, die die zuschauenden Eltern amüsierten.

Die geheimnisvolle Bühne aber zog alle in ihren Bann. Im dunklen Raum kam Bühnen- und Kostümbildnerin Merle Katrin Seibert mit nur ganz wenigen Requisiten aus. Graue Felsen stellten Schloss, Sofa oder Sauna dar; goldene Schuhe und eine bunte Decke setzten Farbakzente. Es war erstaunlich, wie Seibert und Regisseurin Jule Kracht mit wenigen Requisiten so schöne und klare Bilder erzeugen können. Unheimlich wurde es, als ein Video die leeren und endlosen Gänge des alten Schlosses an die Wand projizierte. Als es dann auch noch blitzte und donnerte, war das Gruseln perfekt.

„Gold“ ist keine Oper zum Mitmachen, sondern eine zum Verzaubern lassen. Eine Stunde lang verfolgten die Kinder aufmerksam das Spiel. Und gab es ein Happy End? Können sich Jakob und seine Eltern aus den Zwängen des „Immer mehr“ retten? Das wird an dieser Stelle nicht verraten, dazu sollte man das Stück selbst sehen. Es lohnt sich.

TERMINE

Weitere Vorstellungen am 14. und 15. Mai; Kartentelefon 0621/1680-302.



Fisch und Vater, Jakob und Mutter: Thorsten Gellings und Barbara Emilia Schedel brillieren in „Gold“.

FOTO: CHRISTIAN KLEINER

Schwarz-weißer Kult

Blues Brothers in der Kleinen Komödie Limburgerhof

VON STEFAN OTTO

Jake und Elwood Blues waren zu Gast in der Kleinen Komödie in Limburgerhof. Natürlich nicht die echten Blues Brothers aus Chicago, dafür Dave Wiggins und Stuart Eckerley aus London, die die Originale durchaus überzeugend und, zumindest in der zweiten Hälfte der Show, mitreißend zu kopieren verstanden.

Dave Wiggins ist bereits seit 2002 als „Joliet“ Jake Blues unterwegs, sein Partner Stuart Eckerley ist ein neuer Elwood, der erst seit wenigen Monaten dabei ist. Ihre Blues Brothers Tribute Band tritt in verschiedenen Formationen auf, wahlweise acht- oder gar elfköpfig, im Quartett oder als Duo. Ins etwa zur Hälfte gefüllte Theater am Burgunderplatz kamen sie zu zweit und boten damit die Blues Brothers ganz pur.

Auf der Bühne befanden sich lediglich einige Scheinwerfer, eine Nebelmaschine und Boxen. Im Hintergrund hing eine große Plane, auf der ein verschmutztes Sternbanner, ein Schrotthaufen und das Bluesmobil, ein ausrangierter 1974er Dodge Monaco der Mount Prospect Police, abgebildet war. In dieser „Bullenschaukel“, wie Jake formuliert, sind die Blues Brothers im gleichnamigen Kultfilm aus dem Jahr 1980 unterwegs; auf der Bühne spielte das Auto keine Rolle. Ganz wie im Film freilich trugen die Kopien der Gebrüder Blues schwarze Anzüge, Hüte und Sonnenbrillen, dazu weiße Hemden und – wichtig! – weiße Socken. Auch im

Publikum gaben sich einige mit diesem Outfit als Fans zu erkennen.

Wiggins und Eckerley zeigten die gleichen exaltierten Tanzschritte wie John Belushi und Dan Aykroyd in der amerikanischen TV-Comedy-Show „Saturday Night Live“, in der originalen Band und im Film. Der trotz größerer Körperfülle beweglichere Wiggins schlug Räder wie Belushi, während Eckerley oftmals nicht mehr als die Lippen bewegte und selbst dabei noch in der Einsilbigkeit verharrte. „Yes“ und „No“, vielmehr war von ihm nicht zu hören. Er spielte Mundharmonika in Songs wie „Everybody Needs Somebody to Love“ und „She Caught the Katy“. Ansonsten imitierten die beiden nur das Musizieren auf Instrumenten, deren Klänge von der Festplatte kamen. Ebenfalls eingespielt wurden die Backing Vocals zu Liedern wie „Mustang Sally“ oder „In the Midnight Hour“ – so laut, dass die wiederholt ans Publikum ergehende Aufforderung, in den Gesang einzustimmen, eigentlich sinnlos war, da die Musik von der Bühne alles andere überlötete.

Nach und nach banden die beiden Men in Black ihre Zuschauer immer mehr in ihr Konzert ein. Sie dirigierten die Gäste und trieben routiniert ihre Spielchen mit ihnen. Nachdem sie zu „Flip, Flop and Fly“ mehrere Damen zum Tanzen auf der Bühne bewegen konnten, stand auch das gesamte Publikum im Saal, um abschließend gemeinsam mit Jake und Elwood „Shake a Tail Feather“, „Jailhouse Rock“ und „Sweet Home Chicago“ zu singen und zu tanzen.